

## Standpunkte

Hartmut Winkler

**Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl.**

**Die Poesie des Geldes.**

**Rezension und 'add on consideration bonus pack'**

Zugegeben, ich habe es einigermaßen spät entdeckt, denn das Buch ist schon 1996 erschienen; eine Entdeckung aber ist es tatsächlich: Wo die meisten Medienbücher an den Medien ihr Genügen haben und die Informationsgesellschaft ein weiteres Mal darüber informieren, daß die Medien zentral und wichtig sind, wird hier in geradezu luxuriöser Weise das Terrain der Medien überschritten; Thema sind nicht die Medien sondern das *Geld*, oder besser: das Geld *als* Medium, als Konkurrent und Gegenüber der Medien. Stumm, allgegenwärtig und funktional möglicherweise überlegen limitiert es den Raum, den die Medien einnehmen. Hat die politische Ökonomie die Bühne also wieder betreten? Zwingt uns Hörisch, wieder einzubeziehen, was wir aus der Theorie der Medien so lange und so hygienisch glaubten, ausschließen zu können?

Hörischs Material sind Äußerungen zum Geld, wie sie sich in der Literatur vor allem seit der Schwelle zum 17. Jahrhundert vorfinden. „*Eine Literaturgeschichte, die als Problemgeschichte prozediert, muß in Literatur einen (wenn auch absonderlichen) Wissensspeicher vermuten.*“ (S.47) Was sich über Strecken wie eine konventionelle Motivuntersuchung liest, entfaltet einen Reichtum inhaltlicher Bezüge, der einer ökonomisch-theoretischen Überlegung wahrscheinlich kaum zugänglich wäre; von der 'Lesbarkeit der Welt und des Geldes', über sein Geschlecht, seine Vermehrungsgewohnheiten und seinen Beziehungswahn, seinen Bezug auf Zeit und kollektives Gedächtnis, den Zusammenhang von Geld, Geltung und Referenz, bis hin zu einer wunderbaren Überlegung zu Ruin und Ruinen vermischen sich die unterschiedlichsten Ebenen; Praxen, Gebrauchsweisen und Phantasien, Theorie und Fiktion bilden das Granulat, mit dem Hörisch spielt und mit dem der Leser aufgefordert ist weiterzuspielen.

Das Geld, sagt Hörisch, ist ein ontosemiologisches Leitmedium (S.26). Das Kunstwort bezeichnet das Projekt, das die Medien von den Religionen und der Philosophie übernommen haben und an dem sie seitdem laborieren. „*das Problem [nämlich], wie eine Korrelation von Sein und Sinn auszuweisen bzw. so zu stiften sei, daß die Frage danach, ob diese Stiftung auch tatsächlich intersubjektiv gültig sei, gar nicht erst aufkommt.*“ (S.26) Im Fall der Religion wurde diese Synthesis – Synthesis des Mannigfaltigen auf Seiten der Gegenstände und gleichzeitig soziale Synthesis – durch die Etablierung gemeinsam verpflichtender Wissensbestände er-

reicht; die Dichtung und in der Folge die Medien haben in ähnlicher Weise Verbindlichkeit zu schaffen versucht; gebunden an die Sprache und Semantiken, waren sie bemüht, „so dicht, so verdichtet, so sinnhaftig [zu] sprechen, wie es dem normalen Sagen (*dicere*) versagt ist. Sein und Sinn, *soma* und *sema*, *Physis* und *Bedeutung* ineinander zu weben. Worte und Sachen, '*les mots et les choses*' so zu verdichten, daß sie als eine reziproke Einheit erfahrbar werden, ist das Projekt, an dem Dichtung unablässig arbeitet.“ (S.28)

„Kurzum: die ontosemiologischen Leitmedien verweben. Sie bringen ein soziokulturelles Teppichmuster hervor, das alle Einzelereignisse mit einem orientierenden Fundament versieht; sie bedingen eine '*conscience collective*', also ein Ensemble von 'vorhandenen und eigenmächtigen geteilten Vorstellungen, Übereinstimmungen, Zugehörigkeitsgefühlen, die vielgestaltig und veränderbar, aber nicht beliebig disponibel sind'.“ (S. 27; H. zit. Hondrich)

Und exakt dieses Projekt geht schließlich an ein neues ontosemiologisches Leitmedium, an das *Geld*, über. Auffällig nun ist, daß das Geld ohne eine verbindliche Semantik auskommt, denn Geld, sagt Hörisch, ist von einer „skandalöse[n] semantische[n] Armut“ (S.66). Diese Armut ist nicht ein Defekt, sondern die Grundlage seines Funktionierens; anders als die Religion und die Literatur ist es auf Zustimmung nicht mehr angewiesen, insofern es nahezu alle gesellschaftlichen Bezüge durchdringt und auf rein funktionaler Ebene einen Zusammenhang stiftet, der nicht negiert werden kann und von dem kaum ein gesellschaftlicher Vorgang unberührt bleibt (S.37).

Die semantische Armut des Geldes leitet Hörisch – gut marxistisch – aus der Tauschabstraktion her. Als allgemeines Äquivalent kann es nur funktionieren, weil es selbst außerhalb dieser Funktion keine definierten Eigenschaften hat. Der Übergang von der Golddeckung zum Papier- und dann zum Giralgeld ist insofern im Tausch selbst vorgezeichnet.

Und das Geld ist der Literatur noch in einer anderen Hinsicht überlegen. Spätestens seit dem Buchdruck hat die Literatur quantitativ zu wuchern begonnen; Dichtung, die verdichten will, droht an der schlichten Anzahl der verfügbaren Texte zu scheitern, Geld dagegen ist – per definitionem – immer knapp. „Das aber heißt: der Neuzeit gelingt im Zeichen des Geldes eben das Projekt, an dem die alte Metaphorik vom Buch und von der Lesbarkeit der Welt scheiterte. Geld stellt, anders als das Buchmedium, intersubjektiv verbindliche Lektüren der Welt her; Geld kann man, anders als Bücher, nicht vermeiden; Geld verfügt über die funktionale Autorität, die Bücher im Maße ihrer massenhaften Produktion zunehmend verlieren; die Informationen, die Geld weiterreicht, sind, anders als die von Büchern, gegen Interpretationsabgründe weitestgehend gefeit.“ (S.62f.)

Das wohl Schönste an Hörischs Buch ist, daß solche Parallelsetzungen im selben Maße rüde wie plausibel sind, von einer guten Ironie und dennoch immer auch ernstgemeint. Ohne Neid holt er theoretisch ein, daß die Gegenwart den Banker

als den Gipfel der Evolution betrachtet, und spielt den Reichtum seiner literarischen Belegstellen gegen die gelobte Schlankheit der funktionalen Geldbezüge aus. Den medialen Charakter des Geldes und die Tatsache, daß zwischen Geld und Medien tatsächlich eine Konkurrenz besteht, kann das Buch auf diese Weise plausibel machen.

Weit weniger Fortune hat Hörisch, wenn es um die Medien selber geht. Hier kehren – Wiedergänger ihrer selbst – all jene Gewißheiten zurück, die die achtziger-Jahre-Theorien auf diesem Feld aufgehäuft haben, von der ‘Immaterialität’ bis zur ‘Simulation’, vom ‘Referenzverlust’ bis zur undifferenzierten Vermischung der audiovisuellen und der digitalen Medien (S.88f., 179, 239, 303f.).

Und hier setzt eine gewisse Enttäuschung ein. Denn hatte die Prägung ‘Ontosemiologie’ nicht mehr versprochen als eine weitere Demontage des Geltungsanspruchs der Zeichen? In der Zeichenkritik sind wir inzwischen hinreichend trainiert und zumindest soweit, daß nicht eine Besinnung ausgerechnet auf das Geld hier viel Neues erwarten ließe. Hätte nicht gerade das Geld die Chance geboten, ‘Onto-’ und ‘-Semiotologie’, Soma und Sema, noch einmal auf ihre möglichen Konstellationen zu prüfen?

### **add on bonus pack**

Nun fällt auf, daß das Buch ausschließlich das Geld aus einer Medienperspektive in den Blick nehmen will, allgemeinere ökonomische Überlegungen aber ein weiteres Mal ausspart. Und zwar nicht, dies ist meine Deutung, im Sinne einer weisen thematischen Beschränkung und nicht aus jenem Vorbehalt gegen die Ideologiekritik, der zum Konsens der achtziger Jahre gehörte (eine differenziertere Haltung gerade zur Ideologiekritik zeichnet sich an verschiedenen Stellen ab, siehe z. B. S.230), sondern aus einer Phobie gegenüber der Materialität selbst, die das gegenwärtig stabilste Erbe der poststrukturalistischen Orientierungen ist.

In der Materialität der Waren und der Tauschvorgänge hat es die Ökonomie immer mit jenem ‘Onto’ zu tun, das der Poststrukturalismus (die schreckliche Verallgemeinerung sei in Kauf genommen) aus jeder sinnvollen Erwägung ausschließen will oder allenfalls aus der Perspektive des Sema zu betrachten erlaubt. Während das Sema – trotz oder wegen seiner Signifikanten-Materialität – als zugänglich definiert wird, sind Aussagen über die Dinge selbst (die Sphäre der Referenten) tabuisiert, eben weil sie Aussagen sind, an Sprache gebunden und niemals unabhängig von ihren Gesetzen. Damit aber hat sich die Sphäre der Referenten weitgehend verflüchtigt, und das zu Begreifende ist, und sei es als Denkanreiz, hinter den Begriffen verschwunden. Was einmal Zeichenkritik und eine notwendige Besinnung auf die Vorgängigkeit der Zeichen war, hat sich zu einem schlichten Denkverbot verfestigt.

Wenn Hörisch ausgerechnet das Geld zu seinem Gegenstand macht, ist dies also nicht eine rein thematische Wahl; das Geld vielmehr ist der einzige Gegen-

stand innerhalb der Ökonomie, der es erlaubt, ja nahelegt, von seinem Warenkörper zu abstrahieren; vom 'Gebrauchswert' (dem wohl am schärfsten kritisierten Begriff innerhalb der Marxschen Terminologie, ohne den diese dennoch in keiner Weise auskommt), von der körperlichen Bedürftigkeit der involvierten Subjekte und von der Arbeit, die aus dieser Bedürftigkeit einen Motor der Entwicklung macht.

Wenn Hörisch also in einer Fußnote von 'literarischem Monetarismus' spricht (S.216) und 'Monetarismus' traditionell für den Vorwurf steht, Ökonomie auf Geldverhältnisse zu verkürzen, so wird man mit Blick auf sein eigenes Unternehmen vielleicht von 'literaturtheoretischem Monetarismus' sprechen müssen. Das Projekt seiner 'Ontosemiologie' ist dadurch allzusehr vorentschieden; die Semiologie hat immer schon die Oberhand, und was die eigentliche Pointe der Grenzgängerei zwischen Medien- und ökonomischer Sphäre sein könnte, kommt abhanden.

Sicher ist es wenig fair, ein Buch an Erwartungen zu messen, die es nicht teilt und vielleicht nicht einmal wachrufen wollte; Bücher aber, denke ich, haben nicht nur ein Projekt (über das sie verfügen), sondern darüber hinaus einen Ort im theoretischen Diskurs, über den sie nicht oder nicht im selben Maße verfügen. Und hier scheint mir exakt anzustehen, was das Buch tut, vielleicht aber eben mit gefesselten Vorderfüßen (oder milder: mit zu engem Rock): die Überschreitung dessen, was wir bisher für Medientheorie gehalten haben, in Richtung einer allgemeineren Theorie der Verkehrsformen, die auch solche Gegenstände in den Blick zu nehmen bereit ist, die nicht (oder zumindest nicht zweifelsfrei) zum Feld der Medien gehören; die Medien, denke ich, müssen beschrieben werden *in Relation* zu außermedialen Praxen und Phänomenen; in Relation zu einer allgemeineren Gesellschaftstheorie, zu einer allgemeineren Theorie der Technik, zur Ökonomie, wie gesagt, zu einer erweiterten, vielleicht neuangelegten Semiotik, die, ebenfalls die Wiederaufnahme eines siebziger-Jahre-Projekts, auch die Waren und die Warenästhetik einbeziehen kann und damit einen ähnlich interessanten Grenzfall zwischen symbolischen und nicht-symbolischen Praxen markieren würde. Keineswegs geht es darum, das Terrain der ohnehin sich selbst überschätzenden Medienwissenschaft noch einmal auszuweiten; gegenwärtig aber kocht das Fach allzu selbstverständlich im eigenen Saft, und dies vor allem, denke ich, gilt es zu ändern.

Hörischs Buch, soweit würde ich gehen, teilt und vermittelt die Lust an der Überschreitung der Grenze; und dies ist – neben vielfältiger anderer Lust der Lektüre – seine hauptsächliche Qualität.

### **additional add on**

Rezensenten, wie gesagt, wissen es immer besser. Um den Einwand etwas plausibler zu machen, wäre zu zeigen, an welchen Stellen die monetaristische Ausgangsentscheidung das Buch selbst beschädigt, oder umgekehrt, was die These hätte gewinnen können, wenn statt des Geldes die Ökonomie – oder das Geld im Rahmen der Ökonomie – in den Mittelpunkt gerückt wäre.

Setzen wir beim Begriff der Geltung an. Daß das Geld gilt, ist keinesweg ein Rätsel; seine Geltung wird nach dem Ende der Golddeckung durch Institutionen garantiert, die über äußerst materielle Mittel verfügen, diese Geltung durchzusetzen, den Bezug auf das Warenvolumen stabil und das Tauschmittel nach wie vor knapp zu halten: Bundesbank und Bankenaufsicht, die technische Hochrüstung der Geldscheine und der Giro-Algorithmen, ein bedrohliches Strafrecht und die schlechte Küche im Strafvollzug – all dies bildet ein System, das zunehmend immaterielle Güte an die materiellen Körper der Waren, der Verbraucher und der Delinquenten zurückzubinden. Die Abstraktion des Geldes kann nur soweit gehen, wie dieser Bezug garantiert bleibt, sonst wird es, wie Hörisch an anderer Stelle schreibt, zu Makulatur.

Geld ist damit ein Mischwesen: es ist nicht einfach ein besonders performatives Zeichen, ein Zeichen, das „auf Zustimmung nicht angewiesen ist“, sondern es ist Zeichen gerade im andauernden Verweis auf den skizzierten Zwangszusammenhang; eingespannt und stillgestellt in funktionale Bezüge, widerspricht diese Seite seinem symbolischen Charakter.

Will sich die Literatur hieran messen? Für Hörisch, wie gesagt, ist die Parallele immer auch Ironie. Der Ironie wie dem ontosemiologischen Projekt nachzugehen also könnte bedeuten, den Zwang selbst zu reflektieren und die unterschiedlichen Geltungsansprüche unterschiedlicher Medien gegeneinanderzusetzen. Vielleicht ist es ein Kern des Symbolischen, der Literatur und der Medien, daß sie gerade *nicht* unmittelbar wirken wollen, sondern mittelbar, und sich bewußt so weit zurücknehmen, daß sie „auf Zustimmung angewiesen sind“. So richtig es ist, darauf zu bestehen, daß Kommunikation nicht Luxus ist, sondern ein Mechanismus der Vergesellschaftung, so klar ist eben auch, daß es unterschiedlich rigide, unterschiedlich zwangsförmige Mechanismen der Vergesellschaftung gibt.

Definiert man das Symbolische als eine Form des *Spiels*, des ermäßigten und außer Kraft gesetzten Ernstes, so tritt die Differenz scharf hervor; Literatur (Medien) und Geld treten wieder auseinander und der Vektor kehrt sich um, indem nun das Geld auf die Literatur neidisch werden könnte. Aber vielleicht ist es ja exakt dies, wovon Hörischs Text seinerseits ironisch-spielerisch spricht?

(Jochen Hörisch: Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes. Frankfurt/M.: Edition Suhrkamp 1996, 370 S., ISBN 3-518-11998-2, DM 24,80)